

Predigt zu 1. Korinther 15, 19-28

Jens Martin Sautter

Wo ist Jesus? Nicht nur in der Kirche

Das Grab ist leer. Das ist die gute Nachricht an Ostern. Die schlechte Nachricht in diesem Jahr: Auch die Kirchen sind leer. Seit Wochen schon finden keine normalen Gottesdienste mehr statt. Und was man vor einigen Monaten noch für unmöglich gehalten hätte: Auch an Ostern finden keine Gottesdienste statt. Und der Aufschrei hält sich in Grenzen. Natürlich könnte man sagen: Die Christen sind vernünftig. Wenn selbst der Papst alleine auf dem Petersplatz feiert, dann sollten wir uns nicht so anstellen. Und deshalb verzichten wir gerne, weil wir damit dazu beitragen, dass die Menschen, die krank werden, die Versorgung bekommen, die sie brauchen. Es ist vernünftig, dass wir keine Gottesdienste feiern – auch an Ostern. Aber es ist auch ein bisschen schmerzhaft zu sehen, dass der Aufschrei, das Bedauern in der Gesellschaft insgesamt doch ziemlich bescheiden ausgefallen ist. Ob es über Weihnachten anders gewesen wäre? Am Osterfest jedenfalls wird der Verlust offenbar gar nicht mal als so groß empfunden. Natürlich, es gibt genug Menschen, die wirklich darunter leiden. Aber mir scheint, so wahnsinnig viele Menschen erleben es möglicherweise als keinen so großen Verlust. So richtig systemrelevant sind die Kirchen und die kirchlichen Feste aus Sicht vieler Menschen nicht mehr. Anders als die Baumärkte, die ja auch für Privatkunden noch offen sind. Auch die Fußball-Bundesliga scheint systemrelevanter zu sein – die fangen schon wieder an zu trainieren, und bald soll es die ersten Spiele schon wieder geben – natürlich ohne Zuschauer. Die deutsche Seele braucht es – über Lockerungen beim Gottesdienstverbot wird noch nicht gesprochen. Nicht falsch verstehen: Ich finde das richtig. Außerdem haben wir ja jetzt Youtube. Es gibt inzwischen tolle Formate im Netz und lustige und tief sinnige Pfarrer, die sich dort präsentieren. Es gibt auch kluge und einfühlsame Ansprachen von Bischöfen und Kirchenpräsidenten, die man im Fernsehen sieht. Es herrscht eine Art digitale Aufbruchsstimmung. Aber all das kann nicht wirklich darüber hinwegtäuschen, dass offenbar viele Menschen Kirche nicht mehr als systemrelevant sehen. Wir wussten es schon lange: Wir sind auf dem Weg zu einer Minderheit, zwar einer großen, aber einer Minderheit. Die Frage ist nur: Was für eine Minderheit wollen wir sein? Und deshalb ist diese Zeit vielleicht auch eine gute Gelegenheit innezuhalten. Vielleicht wäre es gut, nicht mit viel Aktivismus zu versuchen, die Zeit zu überbrücken, bis alles wieder normal ist. Vielleicht ist es ein guter Moment, darüber nachzudenken, was Kirche sein heißt, was uns zur Kirche macht. Aber vielleicht müssen wir uns auch ganz persönlich fragen: Was bedeutet der Glaube für

mich persönlich, wenn all die anderen Dinge, die sonst damit verbunden sind, wegbrechen? Wenn all die anderen sozialen Anlässe für Religion ausfallen? Wenn es nur noch um mich und Gott geht. Welche Rolle spielt der Glaube bei mir, zuhause, in der Familie? Schon vor langer Zeit haben Forscher gesagt, dass Familien kaum noch ein Ort sind, an dem der Glaube weiter gegeben wird. Diese Zeit ist auch eine Herausforderung dazu: Will ich mich damit abfinden oder will ich neu diese Aufgabe annehmen? Kurz bevor Corona uns in einen Ausnahmezustand gestürzt hat, wurde in unserer Synode darüber gesprochen, dass wir in den nächsten Jahren 50% unserer Gebäude loswerden müssen – weil diese einfach zu teuer sind. Gebäude, die jetzt leer stehen und nicht gebraucht werden. Findet Kirche jetzt trotzdem statt? Wo ereignet sie sich? Welche Formen nimmt sie an? Üben wir jetzt ein, was es später einmal geben wird? Natürlich hoffen wir, dass wir uns bald wieder begegnen können. Und ohne die leibhaftige Begegnung wird es auch in Zukunft nicht gehen. Und dennoch: Vielleicht merken wir ja auch – manches könnte anders gehen als bisher. Die Jünger stehen im leeren Grab und hören, wie der Engel ihnen sagt: „Jesus ist nicht hier. Geht nach Galiläa, dort werdet ihr ihn finden. Er ist euch schon voran gegangen.“ Wo finden wir Jesus in diesem Tagen, wenn wir nicht in die Kirche gehen können? Vielleicht ist Jesus ja woanders unterwegs, in den Häusern, wo zwei (im Moment nicht: drei) zusammen sind. Vielleicht ist er ja schon lange woanders unterwegs. In Galiläa, abseits der religiösen Zentren und Kirchenverwaltungen, jenseits der kirchlichen Sozialisation und Sprache, weit weg von allen Insiderdiskussionen, die bei Außenstehenden nur Kopfschütteln auslöst. Wo müssen wir hin, wenn wir dem Auferstandenen folgen wollen? Vielleicht ist er längst dort in Galiläa unterwegs. Bei den Menschen, die den Weg nach Jerusalem nie gefunden haben, die sich im Tempel nicht wohlfühlen, weil sie die Lieder nicht kennen und über keinen kirchlichen Stallgeruch verfügen. Wo ist unser Galiläa, das wir neu in den Blick nehmen müssen?

Wo ist Jesus? Nicht nur in diesem Leben.

Im Predigttext sagt Paulus: Die Menschen, die nur in diesem Leben auf Christus hoffen, sind zu bemitleiden – ja von allen Menschen am meisten zu bemitleiden. Denn die Hoffnung von Ostern reicht über dieses Leben hinaus. Ich wäre kein guter evangelischer Theologe, wenn ich das nicht gleich problematisieren würde. Und darin bin ich in guter Gesellschaft. Darf man das denn so sagen, wie Paulus das tut? Lenkt das nicht zu sehr ab von diesem Leben in dieser Welt? Beschwichtigt es nicht zu sehr, anstatt uns aufzufordern, diese Welt zu verändern? Der Schweizer

Pfarrer Kurt Marti hat es in einem Gedicht einmal so gesagt:

Das könnte den Herren der Welt ja so passen,
wenn erst nach dem Tod Gerechtigkeit käme,
erst dann die Herrschaft der Herren,
erst dann die Knechtschaft der Knechte
vergessen wäre für immer!

Das könnte den Herren der Welt ja so passen,
wenn hier auf der Erde stets alles so bliebe,
wenn hier die Herrschaft der Herren,
wenn hier die Knechtschaft der Knechte
so weiterginge wie immer.

Doch ist der Befreier vom Tod auferstanden,
ist schon auferstanden und ruft uns jetzt alle
zur Auferstehung auf Erden,
zum Aufstand gegen die Herren,
die mit dem Tod uns regieren!

Ich finde, das ist wunderbar gesagt. Es stimmt. Und doch will ich auch Paulus zuhören, ihn ernst nehmen und fragen, was er meint. Ich kann mich erinnern an eine Trauerfeier. Der Redner war kein Pfarrer, sondern ein Trauerredner. Man merkte, dass er den Leuten Mut machen wollte und auch ein bisschen Hoffnung. Mit der Bibel und mit der Auferstehung konnte er nicht kommen, das war klar. Dafür hatte man ihn nicht engagiert. Also erzählte er von einer berühmten Person, ich glaube einem Rennfahrer, der eine Nahtod-Erfahrung gehabt habe. Er hätte ein Licht gesehen, am Ende eines Tunnels. Und dann erzählte er von anderen Menschen, die eine ähnliche Erfahrung gemacht hätten. Und, so schloss er, das sei zwar kein Beweis, aber ein guter Grund für die Annahme, dass es etwas nach dem Tod gebe, was gut und hell und tröstlich ist. Hoffnung über dieses Leben hinaus. Die Sehnsucht danach ist da – nicht bei allen, aber bei vielen. Dabei kamen die Menschen zur Zeit des Alten Testaments über viele Jahrhunderte gut ohne eine solche Hoffnung aus. Sie waren interessiert daran, wie man in dieser Welt überlebt, wie man in dieser Welt für Gerechtigkeit sorgen kann und wie man damit zurechtkommt, dass am Ende einfach Schluss ist. Das bedeutete auch, dass man diesem Leben irgendwie Sinn abgewinnen musste. Man beobachtete das Leben, man machte bestimmte Erfahrungen und formulierte Sprüche daraus, die beschreiben, wie das Leben funktioniert und wie man leben sollte. Das war die Weisheit. So war man überzeugt, dass es sich in diesem Leben auszahlt, ehrlich und gut zu leben. Dass es einem guten Menschen auch gut ergehen würde. Denn das Leben machte Sinn. Dieses Denken geriet jedoch an seine Grenzen, es kam in die Krise. Und wir können uns vorstellen warum. Im Buch Hiob lesen wir davon. Das Leben ging eben nicht auf. Oft mussten die guten Menschen leiden und die Bösen lebten in Wohlstand

und Zufriedenheit. Der Tod raubte die Kinder viel zu früh, die doch nichts dafür konnten. Und manche Dürre raffte ganze Familien dahin, die doch immer gut für sich gesorgt hatten. Der Tod war ein Feind, der das Leben manchmal kaum erträglich machte. Noch zur Zeit Jesu stritten die Juden darüber, ob es ein Leben nach dem Tod gab oder nicht, ob man mit einer Auferstehung rechnen könne oder nicht. Die Menschen in Korinth dachten ganz ähnlich wie zur Zeit des Alten Testaments, nur umgekehrt. Sie kamen von Ostern her. Sie waren überzeugt, dass alles, was Ostern bedeutet, schon in diesem Leben zu haben ist. Dass das neue Leben bereits angebrochen ist, dass sie die Auferstehung schon hinter sich haben und alle Fragen deshalb in diesem Leben geklärt werden müssen und können. Für sie war klar, dass schon jetzt der Tod kein Anrecht mehr auf sie hat und Krankheit und Leid nicht mehr zu ihrem Leben gehören. So dachten die Korinther und richteten sich in ihrem persönlichen Auferstehungsleben ein. Für Paulus ist das nichts anderes als eine Auferstehungsblase. Bemitleidenswert. Die Einstellung der Korinther gibt es auch als nicht religiöse Version, und ist auch heute verbreitet. Weil es nur dieses eine Leben gibt, muss ich alle Träume erreichen, darf es keine uneingelösten Schecks geben, muss ich Erfolg haben. Müssen alle Fragen geklärt werden. Muss das Optimum erreicht werden und kann ich mich nicht mit halben Sachen zufrieden geben. Bemitleidenswert wird es, wenn es dazu führt, dass wir den Schmerz weglächeln müssen. Wenn wir auch die schlimmste Niederlage in einen Sieg umdeuten müssen, damit unser Weltbild nicht zum Einsturz kommt. Wenn wir beim Versuch, das Optimum aus diesem Leben herauszuholen, das Glück in der Halbheit nicht erkennen. Wir müssen nicht alles schön reden, allem einen Sinn abringen, sondern manchmal können wir einfach nur brüllen: Warum hast du uns verlassen! So auch damals in Korinth: Man musste schon sehr blind durchs Leben gehen, wenn man so denken wollte wie manche Christen in Korinth. Wer die Augen offen hielt, konnte ja auch damals sehen, wie Christen umgebracht wurden, wie sie in der Arena den Löwen vorgeworfen wurden. Man konnte auch damals schon sehen, dass Christen, die der Verfolgung entkommen waren, auf einmal an einer Krankheit viel zu früh starben. Der Tod blieb ein Feind, er war nicht verschwunden. Der Tod ist ein Feind, eine Mauer, an der alles zerschellt, alles ein Ende findet. Was, wenn das das letzte Wort wäre? Dann wäre das letzte Wort über dem Leben eines Kindes, das im Flüchtlingslager stirbt: Tragisch, Skandal. Die Auferstehungshoffnung sagt auch: Tragisch, Skandal. Aber auch: Wach auf, du Kind, du bist nicht vergessen, du sollst leben. Ostern bedeutet nicht, dass ich auf ein Happy End in diesem Leben hoffe. Sondern es ist die reale Hoffnung, dass der Tod besiegt ist, und dass wir unter der Perspektive leben und sterben dürfen. Und dass wir all dem, was Leben zerstört, den Kampf ansagen. Im Bewusstsein, dass der, der leidet, am Ende Sieger ist, das Lamm am Ende auf dem Thron sitzt und das unschuldige Opfer am Ende Richter ist und am Ende wir uns fragen, auf welcher Seite wir stehen werden. AMEN